

JUDITH
HOERSCH



ROMAN

PIPER

NIEMANDS
TÖCHTER

Judith Hoersch

NIEMANDS TÖCHTER

Roman

PIPER

*»Jeder Mensch erfindet sich früher oder
später eine Geschichte, die er für sein Leben hält,
oder eine ganze Reihe von Geschichten.«*

Max Frisch

*»To the mothers who aren't sleeping
That are having trouble feeding
Too afraid to say they're not okay
No, not at all
To the mothers who feel empty
That aren't sure they're even ready
To be alone and responsible
For somebody so small*

*To the mothers who are lost
Pulled underneath the waves
Who need to cry for help
But are drowning in their shame
To the mothers who are falling
And don't even make a sound
Who don't know that they're broken
Until they hit the ground
This one's for you«*

Aus dem Lied »Mothers«
von Christina Perri

PROLOG

Es war kurz vor sechs, als Alma den Bahnhof Zoo betrat. Trotz der frühen Morgenstunde war es laut und geschäftig in der Bahnhofshalle. Am Ticketautomaten löste sie ihre Fahrkarte nach Mayen und fuhr die Rolltreppe hoch zu den Gleisen. Alma setzte sich auf einen freien Platz neben eine ältere Frau. Sie nickten einander freundlich zu. Die Frau sah zur Anzeigetafel.

»Gott sei Dank, der Zug ist pünktlich. Ich sitze schon seit einer Stunde hier, so aufgereggt bin ich.« Sie sah Alma freundlich an, offensichtlich froh, jemanden zum Reden zu haben. »Wissen Sie, ich sehe endlich meine Tochter wieder.« Alma versuchte sich an einem höflichen Lächeln. »Und wo reisen Sie hin?«

»Nach Hause«, antworte Alma mit tonloser Stimme und spürte ihr Herz in der Brust wild klopfen.

»Ach, wie schön. Dann sehen Sie ja sicher auch Ihre Eltern wieder.« Alma nickte bloß. Sie umklammerte mit feuchten Händen ihre Fahrkarte. In ihrem Kopf formten sich Bilder.

Sie sah den Friedhof von Mayen. Die Blicke der Verwandtschaft. Menschentrauben. Den Kirchenchor, die Nachbarn und alte Kunden. Sich selbst am Grab. Rosen, die auf Erde fielen. Dann sah sie vor ihrem inneren Auge Gabriele. Mit einem lauten Zischen hielt der ICE am Gleis. Alma kam wieder zu sich und stand auf. Reisende strömten aus dem Zug.

Die ältere Frau war ebenfalls aufgestanden und sah sich nervös um. Aus der ICE-Tür trat nun eine junge Frau, sie musste etwa in Almas Alter sein.

»Mama!«, rief sie, sprang die letzte Stufe aus dem Zug und fiel der Frau um den Hals.

»Mein Schatz. Ich hab dich so vermisst.«

Alma schluckte schwer, während sie beobachtete, wie die beiden einander umarmten und lange nicht losließen. Ein inniger Moment zwischen Mutter und Tochter.

Mitreisende schlängelten sich an Alma vorbei in den Zug, ein Pfiff ertönte. Immer noch stand Alma am Gleis, unfähig, sich zu bewegen, und unfähig, einzusteigen. Mit einem lauten Piepsen schlossen die Türen vor ihr, und der Zug fuhr ab. Mutter und Tochter verließen Arm in Arm den Bahnsteig. Alma sah ihnen hinterher und blieb allein zurück. Eine Sehnsucht füllte ihr Herz. Ein Gefühl, so alt und wund. Für sie würde es ein solches Wiedersehen, eine solche Nähe und Liebe nie wieder geben. Alma ließ sich auf die Bank fallen und vergrub den Kopf zwischen den Händen. Ein tiefer Schluchzer löste sich in ihr. Sie weinte um Oma Hedwig und Opa Jupp. Um Gabriele und auch um sich.

Und für einen kaum wahrnehmbaren Moment roch sie Veilchenpastillen und spürte die warmen Hände ihre Mutter in ihrem Haar.

MARIE

Juni 1981

Wenn die Straßen noch verwaist waren und der Tag selbst noch halb verschlafen war, fuhr er bereits mit seinem verbeulten Transporter durch die Stadt. Rauchend saß er am Steuer, das Fenster runtergelassen, und atmete die Asphaltluft ein, Luft, die angenehm war, aber die Schwüle des Tages bereits in sich trug. Im Winter war es ein Drecksgeschäft, wenn die Straßen voll Matsch lagen und es nie warm wurde in der alten Karre. Doch jetzt, da es schon vor fünf hell war, konnte er es genießen, so früh auf den Beinen zu sein.

Am Reichpietschufer angekommen stellte Norbert den Wagen auf den Bürgersteig, schnipste die Kippe auf die Straße, zog sich die abgeschnittenen Handschuhe an und öffnete die Laderampe. Mit einer energischen Handbewegung schob er die zerfleckerten Kisten heraus, die voll mit altem Zeug waren: Gardinen, Samtdecken, Stühle, Flokatiteppiche, Vasen, Lampen, Geschirr, Schallplatten, Felljacken. Immer wieder überraschte es ihn, für was die Leute heutzutage Geld hatten. So viele Dinge, zu denen er keine Beziehung hatte, allesamt aus Wohnungsauflösungen. Gute Tage waren, wenn er viel von dem Plunder verkaufte und dazu noch einen heißen Kaffee am Imbiss bei Helga bekam; schlechte, wenn es regnete, die Touristen und Bummler ausblieben und er den ganzen Scheiß wieder einpacken musste.

Es war Punkt 5 Uhr, als er dem Marktleiter Frankie zunickte und seine Kisten durch die Traube von Menschen

manövrierte, die herumstanden und auf einen guten Stand hofften. Er war Stammverkäufer, er musste nicht mehr bei Frankie anstehen und um einen guten Verkaufsplatz buhlen. Jeden Sonntag hatte er denselben. Eigentlich war dies Brachland, aber am Wochenende konnte es hier richtig lebendig werden.

Die Privathändler erkannte man gleich. Ebenso die Iraner-Omis. Weil sie die Holztische mit Decken auskleideten. Was für ein Blödsinn, man verkauft ja nicht den Tisch. Ab und an drehte Norbert selbst eine schnelle Runde über den Markt und schwatzte den Privatleuten für kleines Geld gute Ware ab, die er selbst für das Dreifache weiterverkaufte. Immerhin war das hier sein Job, da musste er sehen, wo er blieb.

Seine Kisten stellte Norbert zum Durchwühlen auf den Tapeziertisch und legte die besten Stücke gleich obenauf. Am Stand neben ihm verkaufte einer rostige Nägel und alte Fahrradreifen. Norbert schüttelte nur den Kopf darüber, aber es schien sich ja zu rentieren, sonst würde der Kollege nicht Woche für Woche hier stehen. Jeden Tag steht ein Dummer auf, dachte Norbert, er muss eben nur hier vorbeikommen.

Heute hatte er gute Chancen auf ein lukratives Geschäft. Erst neulich hatte er ein paar Kleider und Mäntel aus dem Haus einer alten Dame geholt, das beste Stück war ein bodenlanger, flaschengrüner Mantel mit Brokatstickereien. Sehr elegant, soweit er das beurteilen konnte. Aber wer würde im Sommer einen Mantel kaufen? Ein paar alte Schreibmaschinen, Spiegel, Platten und alte Fotoapparate hatte er ebenfalls noch aus diversen Haushaltsauflösungen. Die würden sicher fix weggehen. Er beäugte eine Polaroidkamera und legte sie ganz nach oben. Die Leute waren heiß auf so was, auch wenn diese hier schon in die Jahre gekommen war.

Zufrieden mit dem Start seines Tages zündete er sich Zigarette Nummer zwei an, hustete rasselnd und ging zu Helga. Wenn es jetzt noch Kaffee gab, konnte nicht mehr viel schiefgehen.

Eine Stunde später erschienen bereits die Tiefseetaucher. So nannte er sie, weil die Ersten auf dem Krempelmarkt immer den Blick für die Schätze hatten, wohingegen die Mittagsbummler nur Schnorchler waren. Sie wühlten sich nie tief in die Kisten.

Rauchend beobachtete Norbert die Flohmarktbesucher. Alles noch Tiefseetaucher. Ein Mädel drehte bereits die dritte Runde, schaute sich alle Stände ganz genau an. Sie war auffällig jung, vielleicht sechzehn, und hatte die Schultern ein wenig hochgezogen, als erwartete sie jeden Moment ein Gewitter. Fasziniert sah er ihr dabei zu, wie sie sich langsam auf seinen Stand zubewegte. Er konnte es nicht anders sagen, aber sie umgab etwas Elfenhaftes. Sie war schlank und groß, ihre Schritte leise, als hätte sie Sorge, jemanden zu erschrecken. Ihre Haut war weiß, und die honigfarbenen Haare hingen ihr lang über den Rücken. Nichts Bitteres schien diesem Gesicht je widerfahren zu sein. Wie sehr er sich irrte.

*

Was Marie suchte, wusste sie selbst nicht recht. Vielleicht ein paar Klamotten oder Einrichtungsgegenstände. Die ersten Runden hatte sie bereits gedreht, da blieb sie an einem Stand stehen, hinter dem ein Mann ausharrte und sie erwartungsvoll ansah. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, er sah müde und wach zugleich aus und nippte an seinem Pappbecher. Eindeutig ein Händler, dachte sie. Hinter ihm hing ein wunderschöner Mantel aus fließender flaschengrüner Wolle mit Goldstickereien. Viel zu warm

für den Sommer, aber er war so besonders, dass es Marie egal war. Mühsam hatte sie ein bisschen Geld gespart und ihrer Mutter verheimlicht, dass sie in der Zigarettenfabrik am Fließband gestanden hatte, statt in die Schule zu gehen. Sonst hätte die das Geld direkt einkassiert.

Aber es war ihre Zukunft, ihr Geld, dann konnte sie im Sommer auch einen Mantel kaufen, oder etwa nicht?

Der Händler sah ihren Blick und reichte ihr beflissen das gute Stück. Als sie ihn überwarf, hatte er bereits einen Spiegel zur Hand. »Wie für Sie gemacht«, sagte er, und Marie glaubte, dass er es auch so meinte. Der Mantel ging ihr bis zu den Knöcheln und schwang bei jedem Schritt, fast ein wenig majestatisch. Ein Kleidungsstück wie aus der Zeit gefallen, weich und wohlig, eine perfekte neue Haut. Marie hatte den Mantel noch übergezogen, als ihr Blick auf eine Polaroidkamera SX 70 in einer seiner Kisten fiel. Sie drehte sie in den Händen.

»Funktioniert, das garantiere ich! Und wenn Se beides nehm, mach ick Ihnen 'nen juten Preis. Sind meine erste Kundin heute.« Der Händler zündete sich erneut eine Zigarette an, und dann ging das Feilschen los. Am Ende einigten sie sich auf siebenundvierzig Mark. Das war eigentlich viel zu viel für das schmale Budget, das sie zur Verfügung hatte, aber für Marie waren diese beiden Gegenstände nicht nur Dinge, sondern ein Stück Autonomie. Der Händler schien zufrieden, zählte nicht nach, sondern ließ das Geld gleich in seiner Hosentasche verschwinden. Dann schenkte er ihr noch eine Kiste voller alter Polaroidfilme. Mit großem Dank verabschiedete Marie sich und wehte in ihrem Mantel davon. Sie spürte, wie der Händler ihr hinterher schaute.

Dieser Sommer würde der glücklichste in ihrem Leben werden, da war sich Marie sicher. Berlin hatte zu ihr gesprochen – hatte ein vages Versprechen in sie hineingeflüstert. In den farblosen Tagen ihrer Jugend hatte sie sich diesen Moment so oft ausgemalt. Jetzt war sie also endlich angekommen. Mit jedem Schritt über das unebene Kopfsteinpflaster, mit jedem Blick zum wolkenlosen Himmel verwehten die Spuren der Vergangenheit. Alles lag hinter ihr, und das Glück war endlich an ihrer Seite. Auf Anhieb hatte sich sogar eine möblierte Wohnung auf der Potsdamer Straße gefunden. Zwischen all den Künstlern, Musikern, Malern, Punks, den Widerständlern, diesem wilden Sammelsurium an Menschen aus aller Welt, konnte Marie in der Masse verschwinden und das machen, was sie am besten konnte: beobachten.

Und dann war da noch der angesagte *Dschungel*, die Eintrittskarte in eine völlig fremde Welt. Niemand fragte sie nach einem Ausweis, stattdessen schubste der Türsteher sie Woche für Woche mit ausdrucksloser Miene hinein. Im Club herrschte ein demonstratives Unbeeindrucktsein von allem, und damit kam Marie sehr gut zurecht. Es entsprach ihrer inneren Scheu. Mit geschlossenen Augen tanzte sie um das Vergessen oder stand beim Aquarium und machte Fotos.

In einer dieser *Dschungel*-Nächte stand er plötzlich vor ihr. Er sah sie an und ließ mit offenem, freundlichem Ernst zu, dass sie ein Foto von ihm mache. Er war regelmäßig hier, das wusste sie. Sie hatte ihn schon oft gesehen. Auch als das Polaroid entwickelt war, machte er keine Anstalten zu gehen. Sie sah in seine Augen. Nicht die, die sie gerade so neugierig betrachteten, sondern seine Augen auf dem Foto, und sie wagte es nicht, den Blick zu heben.

»Was siehst du da?«, fragte er schließlich etwas amüsiert und gegen den Lärm an.

»Deine Augen. Sie sind besonders.« Marie wusste nicht, ob er grinste, weil er sich über das Kompliment freute oder weil er es lächerlich fand.

»Wie heißt du?«, fragte er.

»Marie«, antwortete sie, immer noch verlegen. Direkte Gespräche machten sie nervös. Sie nannte sich Marie. Ihren echten Namen, Marianne, hatte sie schon als Kind scheußlich gefunden.

»Natürlich heißt du so«, sagte er und zündete sich eine Zigarette an.

»Wieso?«

»Marie – die Fruchtbare. So tanzt du auch.«

»Du hast mich beim Tanzen beobachtet?« Ihre Ohren begannen zu glühen.

»Klar. Du tanzt oder stehst hier und machst Fotos.« Eine Verlegenheitspause entstand. »Zeig mal«, sagte er dann und nahm ihr das Bild aus der Hand. »Toll geworden. Bist du Fotografin?«

Sie lachte. »Nein. Ich mag es nur, Momente festzuhalten.«

»Also bist du eine Momentesammlerin?« Er ließ sich nicht täuschen, er blieb an ihr dran, ohne sie zu verstängtigen.

»Ja, vielleicht. Und wie heißt du?«, fragte Marie. Sie war es nicht gewohnt, dass man ihr so viel Aufmerksamkeit schenkte.

»Leonard.«

»Natürlich heißt du so.«

»Wieso?«

»Wegen Leonard Cohen. Der hat auch diesen Blick. Als würde er alles zum ersten Mal sehen. Wie ein Kind.« Es war ihr einfach so rausgerutscht. Er lachte, und der tiefe Bass seiner Stimme schlug Purzelbäume in ihrem Bauch. Von

diesem Abend an wurden Leonard und Marie unzertrennlich.

Leonard war älter als sie, er hatte lange Beine in Röhrenjeans, zärtliche braune Augen und trug auch im Sommer eine Lederjacke und meistens eine Sonnenbrille. Marie fieberte jedes Mal dem Moment entgegen, wenn sie ihn in der Menge entdeckte. Meist kam er später als sie, weil er noch vertieft in ein Buch oder im Kino gewesen war und die Zeit vergessen hatte. Obwohl er wie sie alle voll in der Partyszene aufzugehen schien, war Marie überrascht, wie wenig er sich damit identifizierte. Er kannte sämtliche Mitglieder angesagter Bands mit Namen – darin stand ihm Marie ausnahmsweise in nichts nach –, war aber auch in vielen anderen Dingen bewandert. Leonard sprach über Philosophie, Literatur, Politik und Religion, und in allen Themen schien er zu Hause zu sein. Marie bewunderte, dass er mit jedem auskam und sich jeder gerne mit ihm unterhielt. Paula, die Barchefin, hatte einmal zu ihm gesagt, er sei *der Unverdorbene*, und es stimmte. Er hatte etwas Frisches, und auch wenn er viel trank, war er immer höflich. Manchmal hatte er eine altmodische Art, sich auszudrücken, so als würde er die Sprache eines Buches weitersprechen.

Für Marie war Leonard der schönste Mann der Welt. In seiner Gegenwart war sie glücklich. Am liebsten hätte sie sein dichtes Haar verwuschelt und ihm gestanden, was sie empfand, aber das ließ ihre Angst vor der Ablehnung nicht zu. Stattdessen genoss sie jede Sekunde des Beisammenseins. Wenn Marie ihm zuhörte, erkannte sie die große Welt in ihm.

GABRIELE

Juli 1981

Sie musste ihn beinahe vor die Tür setzen. Nun stand er vor ihr mit seinem Werkzeugkoffer und hängenden Schultern. In seinem Blick lag etwas Flehendes, fast wie bei einem Teenager, der seine Mutter um Erlaubnis bat.

»Es ist in Ordnung, Harald.« Sie wollte seine Hand drücken, aber er war auf mehr als eine Weise zu weit weg.

Harald hatte ihr beim Einzug geholfen. Hatte die Möbel hochgetragen, die Lampen, die Waschmaschine und Küchengeräte angeschlossen. Sie waren keine Feinde. Sie konnte ihn lesen wie ein offenes Buch. Sie kannte ihn in- und auswendig.

Sie wussten beide, dass sie sich, sobald die Tür ins Schloss fiel, nicht mehr wiedersehen würden. Ihr gemeinsames Kapitel hatten sie einvernehmlich und ohne ein einziges lautes Wort geschlossen. Die Scheidungspapiere lagen unterschrieben auf dem Tisch, neben den zwei leeren Kaffeetassen, die sie schweigend getrunken hatten. Ihre Freunde hatten sie ohne Diskussion in zwei Hälften geteilt, genau wie die gemeinsamen Möbel. Gute und schlechte Jahre lagen hinter ihnen. Doch die schlechten hatten große Schatten geworfen und am Ende gewonnen, sie hatten ihr Leben in eines verwandelt, das keinen Platz mehr für Lebendigkeit ließ.

»Keiner kann so was überleben«, sagte sie, fast um ihn zu bestärken.

»Haben wir versagt?«, fragte er leise.

»Wir haben unser Bestes gegeben.«

Er sah auf seine Schuhspitzen. »Wieso wir?«

»Ich weiß es nicht.«

Es stimmte, die letzten fünf Jahre waren die schwertesten in ihrer beider Leben gewesen: Arztbesuche, Untersuchungen, Hormonbehandlungen, immer wieder die Enttäuschungen und Abgänge. So viele Fehlgeburten, und dann vor einem Jahr endlich das ersehnte Kind. Ein Mädchen. Rosi, um deren Bettchen Harald und Gabriele statt voll Glück schnell mit wachsender Verzweiflung gesessen hatten. Die Ärzte hatten es gewusst, sie hatte es in ihren Blicken gesehen. Gabriele war selbst Kinderkrankenschwester auf der Neugeborenenstation. Sie kannte die Miene von Ärzten, die Babys keinerlei Überlebenschancen gaben. Doch beim eigenen Kind möchte man nichts sehen, nichts wissen. Gabriele hielt ihr Kind fest, bis nichts mehr von ihr übrig geblieben war, bis Rosi starb. Ihr Mädchen war mit einem irreparablen Herzfehler geboren worden. Sie starb an einem strahlend schönen Tag, dem 15. September 1980. Die Vögel hatten gezwitschert, als wäre für Gabriele und Harald nicht gerade eine Welt zusammengebrochen.

Harald hatte mit einem Mal einen Kopf voller grauer Haare und einen gebückten Gang, Gabriele wurde zu Stein. Mit Rosis Tod waren auch sie gestorben – als Paar, als Partner und als Eheleute. Die Trauer hatte sie nicht verbunden, sondern entzweit. Jeder blieb mit seiner Schwere allein. Immer wieder suchte Gabriele Kirchen auf, setzte sich in die zugigen Reihen, betete aber nicht. Welcher Gott tat so etwas? Auch weinte sie nicht. Tränen waren zu banal im Verhältnis zu dem Schmerz, den sie empfand. Ein großes, erdrückendes Schweigen hatte sich über sie gelegt.

Harald war ihr ein guter Mann gewesen. Sie mochten ausgiebige Spaziergänge, und manchmal hatte er sie zum Varieté ausgeführt. Siebummelten über den Ku'damm und bewunderten all die Sachen in den Schaufenstern, die sie sich nie hätten leisten können. Mit gemeinsamen Freunden

gingen sie ab und an schwimmen oder Billard spielen. Sie hatten in einer Mietwohnung in Rudow gelebt, nah bei seinen Eltern, die in ihrem Schrebergarten sonntags bei schönem Wetter grillten. Alles lief geordnet, bis der Wunsch nach einem Kind und alles, was er mit sich brachte, ihr Leben langsam in kleine Stücke zerteilte.

Gabriele wollte, dass er geht. Schweigen war einfacher allein, wenn kein anderer schwieg und sich die doppelte Stille dann zu etwas Unangenehmem potenzierte. Sie wussten beide, dass ein Neuanfang nur alleine möglich war.

Gabriele hängte ihm seine Jacke über den Arm.

»Gabi. Du passt auf dich auf, wa?«

»Und denk du daran, auch mal was Gesundes zu essen und nicht immer so viel Fleisch.«

Die letzten Worte einer Ehe. Sie grinsten beide schief. Dann stieg er die Treppen hinunter. Seine Gummisohlen quietschten auf dem Hausflurboden, der neu und seltsam roch. Aber sie würde sich daran gewöhnen.

Allmählich begann Gabriele, sich neu zusammenzusetzen. Wie ein Kleidungsstück, das man aufgetrennt hatte, um es zu einem anderen umzufunktionieren. Sie richtete sich in der Kinderlosigkeit, der Ehelosigkeit, im Unbekannten ein. Eine Adoption war für Harald undenkbar gewesen. »Ick will eigene Kinder oder keene«, hatte er immer gesagt. Als sie nach der Scheidung dann allein bei der Adoptionsbehörde gestanden hatte, lehnten sie ab. Alleinerziehend, zu alt, geschieden, Schichtdienst.

Ein wenig Zeit wollte sie sich geben. Doch alles, was passierte, war, dass sich die Schwere auf ihr ablegte und niemals ganz verschwand. Bald aber würde sie wieder arbeiten gehen. Das Leben ging weiter. Gabriele litt schweigend. Ticktack, machte die Uhr an der Wand. Ticktack. Wenn sie doch nur schlafen könnte.

MARIE

Juli 1981

Es kam immer öfter vor, dass Marie und Leonard nach einer *Dschungel*-Nacht an den Tagesrändern entlangbalancierten. Zwei Nachtschwärmer im Morgengrauen. Er betrunkener als sie, und sie beide noch euphorisiert von der Nacht. Sie kauften Pfannkuchen mit viel zu dickem Zuckerguss drauf und liefen Arm in Arm an den Ruinenresten des ehemaligen Hotel Esplanade vorbei, da, wo jetzt das Zentrum der Hausbesetzerszene lag. Marie suchte noch nach dem richtigen Winkel, um das zerschlissene Banner an der Häuserwand zu fotografieren. Leonard kickte mit dem Fuß Steine vor sich her und streckte sich dann gen Himmel, als wäre er gerade erwacht. Immer wieder blieb Marie stehen, machte ein Foto, und er passte sich mühelos ihrem Rhythmus an, beobachtete sie oder redete einfach weiter, während Marie durch den Sucher das Niemandsland, bemalte Häuserfassaden oder verlassene Parkanlagen ins Visier nahm. Dann ließ sie die Fotos in ihre Tasche gleiten und lief, albern vom Alkohol und durchdrungen von der Nacht, hinter ihm her. Die Liebe ging neben ihnen, aber keiner der beiden sprach sie an.

Im Grunde war es ihre erste richtige Verabredung. Leonard hatte Marie eingeladen, er wollte ihr die Berliner Sensation zeigen: Tjen Tjen und Bao Bao, die Pandabären, die ganze Menschenmassen anlockten. Darunter nun auch sie beide. Selbst bei Tageslicht und in der prallen Sonne fühlte sich Marie in Leonards Anwesenheit immer etwas betrunken, als klebte ein ständiger Hauch vom *Dschungel* an ihnen. Verlegen löffelte sie ihr Vanilleeis. Leonard sprach weniger,

wenn er nüchtern war, und erschien ihr ernster als sonst. Beides verunsicherte sie. Er zündete sich eine Zigarette an, zog seine Lederjacke aus und blinzelte in die Sonne. Sah sie durch seine Sonnenbrille an, und sie erwiderte seinen Blick mit einem schiefen Lächeln.

»Schön, Berlin bei Sonne, oder?« Er blies den Rauch nach oben aus, und sie fand ihn umwerfend und existenzialistisch, wie er so dasaß, die langen Beine ineinander verknotet, mitten im Berliner Zoo.

»Hmmm«, antworte sie und wischte sich Vanilleeis von den Lippen. Er legte den Arm hinter ihr auf die Lehne der Parkbank und berührte sie leicht an der Schulter. Sie entspannte sich ein wenig. Vielleicht genügte es, einfach da zu sein, auch wenn sie nichts sagte. Eine Weile sahen sie den anderen Besuchern zu. Er rauchend und sie irgendwo zwischen Glück und Verunsicherung.

»Bereit für die wilden Tiere?« Er hatte die Zigarette ausgedrückt und stand auf. Sie nickte und hätte sich am liebsten bei ihm eingehakt, so wie sie es manchmal betrunken taten, stattdessen hängte sie sich den Blazer über den Arm. Sie betraten das Affenhaus.

»Bonobos sind interessante Tiere in Bezug auf ihr Sozialverhalten. Sie regeln eigentlich alles in der Nahrungs- und Rangordnung mit Sexualität. Wusstest du das?«

»Nein. Noch nie gehört.« Sie wurde rot.

»Entschuldige, ich vergesse immer, dass du noch nie hier warst. Ein Glück für mich, denn so werde ich in deine Geschichte eingehen als derjenige, der das erste Mal mit dir im Zoo war. Und dann gleich in Berlin!«

Du wirst sowieso in meine Geschichte eingehen.

Er sah sie einen Moment zu lange an.

Ich würde dich so gerne küssen, aber du musst den ersten Schritt machen.

Er küsst sie nicht. Er war einen Kopf größer, schlank, Bernsteinaugen, und sie roch den Zigarettengeruch, den sie eigentlich mochte, nachts, aber jetzt wurde ihr etwas übel davon. Sie wandte sich wieder den Tieren zu.

»Eigentlich traurig, wie wir die Tiere wegsperren, findest du nicht?« Marie knipste schnell ein Foto.

»Ja. Ich werde reisen und mir die Welt ansehen und Orte entdecken, wo Affen nicht in Gehegen ihr Dasein fristen müssen. In Indien zum Beispiel gibt es einen Tempel, da leben Tausende Affen. Der Hanuman-Tempel in Hampi, davon habe ich neulich gelesen. Man kann sie füttern, und wenn man nicht aufpasst, dann stehlen sie einem die Tasche.« Marie hätte gerne ein Foto von ihm gemacht. Wie er ihr das erzählte, begeistert, sprudelnd. »Willst du auch einmal nach Indien? Das würde dir bestimmt gefallen.«

»Glaubst du?«

»Ja. Ich höre viele interessante Dinge über Indien, ich glaube, man lernt sich dort ein bisschen besser kennen.«

Wieder überkam sie Unsicherheit. Weil sie ihm verheimlichte, dass sie als Putzfrau arbeitete und kein Geld für eine weite Reise hatte. Und auch, weil sie weder von Indien noch von Tempeln irgendeinen Funken Ahnung hatte.

»Viel hab ich von der Welt noch nicht gesehen. England wäre mal ein Anfang. Ich wollte immer schon dorthin, wo die Beatles und die Stones herkommen.« Keine komplett blöde Antwort, fand sie.

»Ich war mal mit der Englischklasse in London, eine unglaubliche Stadt. In Liverpool war ich aber auch noch nie. Vielleicht studiere ich in London. Oder in New York. Aber erst mal reisen. Und auf jeden Fall raus aus Berlin.«

Diese Aussage ließ sie schwer schlucken. Er war durch und durch Westberliner. Für ihn war diese Stadt kein Ort, an dem man sich neu erfinden konnte. Er kannte sie nicht

nur als Partystadt. Nein, es war seine Heimatstadt. Jener Ort, von dem man erst mal flüchtete, denn woanders war es grundsätzlich spannender. Das wurde ihr in diesem Moment klar. Er war immer hier gewesen, als Kindergartenkind, als Schulkind, als Heranwachsender. Er hatte hier Ausflüge gemacht, traf seine Verwandtschaft und kannte Berlin in allen Jahreszeiten. Sie verstand es und spürte doch einen Stich. Es war bitter, einzusehen, dass er aus Westberlin *rauswollte*, wo ihr einziges Lebensziel bisher darin bestanden hatte, *reinzukommen*.

»Evi und Peter haben für mich gespart. Damit ich frei bin, damit ich studieren kann. Echt edel.« Er war der Einzige, den sie kannte, der seine Eltern beim Vornamen nannte und nicht bloß »meine Alten« zu ihnen sagte.

»Toll.« Sie klang hohlwangig und trocken, das wusste sie, aber sie meinte es so.

Er betrachtete sie aufmerksam von der Seite, studierte ihre Gesichtszüge wie ein Porträtmaler. »So was hattest du nie, oder?«

»Nein«, sagte Marie und sah durch den Sucher ihrer Kamera, um sie dann wieder herunterzunehmen.

»Wie sind deine Eltern so?«

»Meinen Vater kenne ich nicht. Und meine Mutter ist froh, dass sie mich los ist.«

»Tut mir leid.« In seinem Blick lagen Zärtlichkeit und Mitgefühl.

»Lief nicht so gut zwischen uns.«

»Was ist schiefgegangen?«

Die Frage überraschte sie. Eine Weile stand sie da, klappte dann unvermittelt den Deckel ihrer Kamera zu und strich über das glatte Chrom.

»Ich glaube, sie mochte mich einfach nie. Ich erinnere sie an meinen Vater, hat sie immer gesagt, konnte aber nie

beantworten, was das eigentlich bedeuten sollte. Einmal hat sie mich versehentlich in der Wohnung eingeschlossen. Der Kühlschrank war leer, und ich musste zur Schule, aber sie hatte einfach vergessen, dass ich da war. Das hat sie jedenfalls gesagt und mir dann eine runtergehauen, ich weiß nicht mal mehr, warum.«

In Leonards Gesicht wuchs das Mitgefühl und auch ein wenig Unglauben. »Das ist schrecklich.« Er sah auf seine Fußspitzen, und Marie bereute ihre triste Abhandlung. Versuchte, ihrer Stimme einen leichteren Klang zu geben.

»Und willst du immer noch Psychologie studieren?«

»Ja.« Er knuffte sie in die Seite. Zärtlich und doch kumpelhaft. Sie atmete durch, nahm die Polaroidkamera hoch und machte noch ein Foto von den Bonobos.

»Bereit für Tjen Tjen und Bao Bao?«, fragte sie, als ob der ganze Zooausflug ihre Idee gewesen wäre. Er schmunzelte und nickte.

Die Pandas waren größer, als Marie gedacht hatte. Sie lagen versonnen und aneinander gekuschelt im Gehege. In Zeitlupe zupfte einer der beiden ein Blatt vom Bambus und schob es sich etwas tollpatschig in den Mund. Der andere kaute auf einem Ast herum und legte, als wäre dieses Kauen wirklich ein Kraftakt, dabei den Kopf auf der Schulter des anderen ab. Eine vertraute Einheit in Schwarz-Weiß, die nichts, schon gar nicht die Besucher vor der Glasscheibe, aus der Ruhe bringen konnte.

Fasziniert sah Marie den beiden zu und bemerkte nicht, wie Leonard sich hinter sie stellte. Als sie seinen Atem im Nacken spürte, wurde ihr heiß.

»Ich kenne niemanden, der so sehr in einem Moment verschwinden kann wie du. Wo bist du dann?« Seine Stimme klang wie Samt, und sie spürte, wie ihr Herz schneller

zu schlagen begann. Langsam legte er seine feingliedrigen Hände um ihre Taille. So zärtlich hatte sie noch nie jemand berührt, gleichzeitig war es ihr beinahe zu viel. *Geh weg, bleib da, geh weg ...* Dann drehte sie sich zu Leonard um. Seine Augen so nah, ein Ton zwischen Zimt und Karamell, ein schmaler gelber Rand rund um die Iris. Sie hatte in den letzten Wochen oft das Polaroidbild von ihm betrachtet. Diese Augen. In ihnen solch eine Klarheit, während sie selbst flackerte wie eine Kerze. Er strich sanft über ihre Wange, und endlich wurde alles ruhig. Da waren nur noch sie beide und die Pandas in der Peripherie. Sie hörten nicht das Gemurmel der anderen Besucher, das Geschrei der Kinder, die Welt war zum Stillstand gekommen.

Seine Lippen waren voll und weich, und als sie ihre trafen, wurde sie zu einer Person. Zärtlichkeit und tiefe Ruhe, bis ihre Lippen sich öffneten und ihre Zungenspitzen vorsichtig nacheinander tasteten, ein Pochen im Körper, ein Drehen der Welt.

Als Marie sich aus dieser Innigkeit löste, war etwas in ihrem Inneren aufgestoßen worden. Wie ein frischer Wind, der durch ein offenes Fenster weht. Mit geschlossenen Augen – sie wagte noch nicht, sich ganz zu lösen – spürte sie dem Moment nach. Fühlte noch seine Lippen auf ihren, atmete seine Nähe. Nichts war mehr wie vorher.

»Du bist so schön und so traurig.« Er flüsterte die Worte in ihr Haar. Worte wie aus einem Gedicht, dachte Marie kurz. »Trauer und Schönheit gehören eigentlich nicht zusammen. Bei dir schon.«

Wie lange er das wohl noch denken möchte? Wann würde er sehen, wie langweilig sie in Wirklichkeit war?

Sie hasste diese Stimme in sich, selbst in Momenten wie diesen hörte sie ihren Klang, bitterlich, vergoren und sauer.

»Aber glücklich bist du sicher noch viel schöner«, flüsterte er weiter.

»Bei dir bin ich richtig glücklich«, sagte sie und konnte selbst kaum glauben, dass es stimmte. Glück war so ein großes Wort, aber jetzt und hier war alles gut.

Doch noch während sie zum Ausgang schlenderten, wurde er schweigsam, und mit dem Schweigen kam auch die Unsicherheit zurück. Es kostete Marie all ihren Mut, nach seiner Hand zu greifen. Erleichterung, als ein kleines Lächeln über sein Gesicht glitt.

Vor dem Bahnhof Zoo standen sie etwas verlegen und unschlüssig voreinander.

»Das war sehr schön, Marie.« Er strich ihr eine Strähne aus dem Gesicht.

»Ja, sehr. Danke für die Einladung.«

»Magst du noch ...« Ein Zögern. »Also willst du ...? Wir könnten noch ein paar Platten hören.« Er schob seine Hände in die Taschen seiner engen Jeans und stand mit einer ungewohnt angestrengten Körperhaltung vor ihr. Ein neuer Leonard. Einer, der nach Worten suchte. Dieser Tag hatte nicht nur sie aufgewühlt.

Fast nickte sie, doch ein diffuses Gefühl hielt sie zurück. Eine Vorahnung, die sie nicht deuten konnte. Es ging zu schnell. Sie brauchte Zeit, musste alles noch einmal sortieren und nachfühlen. Ihr Herz klopfte, aber sie schüttelte den Kopf. »Sehen wir uns morgen im Dschungel?«

Er nickte. »Na klar.« Sein Lächeln war echt.

Sie berührte flüchtig seine Hand mit ihren Fingerspitzen, dann löste er sich und verschwand versonnen in der Bahnhofshalle. Fast war Marie erleichtert, als sie alleine zurückblieb, so intensiv war die Nähe zwischen ihnen gewesen. Und doch blieb nun eine andere Marie zurück, eine, der plötzlich alles möglich schien.

GABRIELE

August 1981

Bereits am Nachmittag verließ Gabriele die Wohnung. Alles war besser, als zu Hause zu sitzen, selbst gestresste Berliner Autofahrer, die hinter ihr hupten, weil sie ihnen mit ihrem Käfer zu langsam war. Die Strecke zum Krankenhaus hätte Gabriele auch mit verbundenen Augen fahren können. Sie war sie bei Schnee gefahren, bei Starkregen und bei Sonnenschein. Sie war die Strecke zu jeder Tageszeit gefahren, im Morgengrauen und mitten in der Nacht. Immer das Fenster etwas geöffnet, den Lärm der Stadt im Ohr, ebenso wie das Zwitschern der Vögel, die entschlossen dagegen ansangten.

Seit dem »Vorfall«, wie manche es nannten, wurde sie öfter getätschelt oder mit sanfter Stimme und wohlmeinenden Worten bedacht. Man sprach über sie, das war ihr klar, und hinter jedem netten Wort hörte sie das Mitleid heraus, das man für sie empfand. Aber Mitleid war ein Zustand, dem Gabriele sich nicht hingab. So wie sie nicht vor anderen weinte, bemitleidete sie sich auch nicht selbst. Es wäre ihr nicht eingefallen. Sie würde nicht mehr ganz in Ordnung kommen, das wusste sie. Aber sie würde weiterleben. Es würde schon gehen.

Nur die Zeit, die war zu ihrem persönlichen Feind geworden. Zeit, in der sie sich in der Einsamkeit verrannte, in der sich nicht schlafen konnte und die Stille laut in ihren Ohren rauschte.

Arbeit war der beste Weg, diesem Feind zu entkommen. Wenn sie beschäftigt war, schien die Zeit das zu tun, was sie sollte – vergehen, ohne dass Gabriele darüber nachzudenken brauchte. Bei der Arbeit funktionierte sie wie eh und je, und es war selbst für sie überraschend, dass sie die Anwesenheit

von frischgebackenen Müttern und deren Babys ertragen konnte. Sie fand es sogar schön, dass es sie gab: Menschen, die Glück hatten; Frauen, die einfach so ein gesundes Kind zur Welt brachten, ohne jede Komplikation. Einen Ort, an dem das Leben in seiner Ursuppe völlig stimmig war. Ein Gedanke, der Gabriele Wärme schenkte und, ohne dass sie sie auf sich selbst bezog, so etwas wie Zuversicht.

MARIE

August 1981

Marie stand am weit geöffneten Fenster und sah auf die belebte Potsdamer Straße hinunter. Ein monsunartiger Sommerregen, der dem Asphalt seinen ganz besonderen Geruch verlieh, ließ die Passanten unter den Vordächern Unterschlupf suchen. Endlich wich die anhaltende Schwüle, und der Sommerwind wehte die Vorhänge sanft ins Zimmer. Marie drehte sich in Richtung ihrer Fotos, die an einer quer durchs Zimmer gespannten Wäscheleine aufgereiht waren, und blieb mit ihrem Blick am Bett hängen. Sie hatten nicht miteinander geschlafen. Marie war noch nicht so weit, aber er hatte sie so zärtlich berührt, dass ihr bei dem Gedanken daran schon wieder ein sirupartiges Gefühl durch den Leib glitt. Die zerwühlten Kissen lagen da wie ein schönes Stillleben.

Leonard war bei ihr gewesen, das erste Mal. Hatte am Küchentisch gesessen und ihr aus Büchern vorgelesen. Währenddessen hatte Marie, nur mit einem Unterhemd bekleidet, ihre Polaroids an die Wäscheleine gehängt und seinen Worten gelauscht. Dem waren viele Stunden im Bett vorausgegangen, in denen sie nebeneinanderlagen,

ohne Hast und mit so viel stillem Glück. Marie betrachtete das Polaroid, das sie wenige Stunden vorher von Leonard und sich im Bett gemacht hatte. Sie schrieb darunter: *Die Ewigkeit, August 1981*, und hängte es zu den restlichen Bildern an die Wäscheleine. Dann trat sie vor den Spiegel und betrachte ihren nackten Körper. Versuchte, sich selbst durch seine Augen zu sehen. Strich sich über die Wange, die er eben noch berührt hatte. Sie sah ihre Brüste an, prall und rund, erinnerte sich, wie er aus seinen Händen Schalen geformt hatte. Ihr Blick wanderte tiefer zu ihrem Bauch. Sie stutzte. Sie war sehr dünn, geradezu grazil. In der Schule war sie oft als Giraffe gehänselt worden. Ihre Arme lang, ihr Hals schlank, ihr Rücken beinahe knochig. Aber die sehnigen Muskeln an ihrem Bauch waren verschwunden. Von vorne sah sie aus wie immer, doch von der Seite konnte sie jetzt eine eindeutige Wölbung erkennen. Bisher hatte sie immer essen können, was sie wollte, sie nahm nie zu, und in den letzten Wochen hatte sie eher zu wenig gegessen. Wie also konnte das sein? Sie strich sich mit den Händen über den Bauch. Ihr wurde schlagartig schwindelig. Konnte das sein? War das möglich? Sie rechnete.

Mitte Februar war es das letzte Mal passiert. Erinnerungsfetzen stiegen wie Schwefelbläschen auf. Sie hatte es über sich ergehen lassen, ohne sich zur Wehr zu setzen. Es war wie immer schnell gegangen. Er hatte danach die Finger auf ihren Mund gelegt und war wortlos aufgestanden. Nur ein Schatten im Dunkeln. Das Geräusch der Dusche, bevor sie in einen traumlosen Schlaf geglitten war.

Den Blick starr auf ihren Bauch gerichtet fühlte sie sich mit einem Schlag fiebrig. Ihre Periode hatte sie nie regelmäßig bekommen, aber jetzt erst wurde ihr klar, dass sie schon monatelang keine Blutungen mehr gehabt hatte.

Das darf nicht sein. Das darf nicht wahr sein ...

Sie rannte zum Klo, übergab sich in einem Schwall und sank auf die Fliesen. Das durfte nicht wahr sein. Nicht jetzt. Nicht von ihm. Sie redete beruhigend auf sich ein wie auf ein krankes Tier.

Mit Mühe raffte sie sich auf. Warf sich den viel zu warmen Mantel über und lief mit einer für sie untypischen Rigorosität die Treppen hinab und zur Apotheke an der Ecke Bülowstraße. Zehn Minuten später tauchte sie das Stäbchen in ihren Urin.

MARIE

30. September 1981

»Mama, bist du noch dran?« Marie warf zwanzig Pfennig nach und hörte, dass ihre Mutter an einer Zigarette zog und durchs Wohnzimmer tigerte, das Telefonkabel hinter sich herziehend. Gedämpft drang der Straßenlärm durch die Tür, sodass Marie sich das freie Ohr zuhielt, um sie besser zu verstehen.

Zwei Mark hatte sie bereits vertelefoniert, und ihre Mutter hatte in einem endlosen Wortschwall von der harten Arbeit an der Supermarktkasse und ihrem abartigen Chef erzählt – »Die werden schon sehen, was sie an mir hatten!« – und im Nebensatz von der Kündigung berichtet. Inzwischen hatte sie sich über eine Mieterhöhung, das englische Königshaus – »Lady Di sieht aus wie eine Dorf pomeranze« – und die bekloppten Nachbarn in einer Dauerschleife aus Schimpfwörtern verirrt. Sie klang wirr und überdreht, aber zugleich seltsam heiter. Es war diese Mischung aus Gefühlswahnsinn und Hysterie, die Marie immer wieder durcheinanderbrachte. Und in jedem zweiten

Satz fiel der Name »Rolfi«. Ihre Mutter hatte Neuigkeiten, und als sie damit herausrückte, wurde Marie schlagartig klar, dass dies der einzige Grund gewesen war, warum ihre Mutter überhaupt so lang mit ihr telefoniert hatte.

»Rolfi, stell dir vor, der hat mir einen Antrag gemacht. Ist das nicht fantastisch? Die Hochzeit ist kommende Woche, und ich muss noch so viel vorbereiten. Ein Kleid habe ich schon, eins mit einer Schleppe. Perlweiß und zehnmal schöner als das von Lady Di, aber ich muss noch ein bisschen hungern, dann pass ich auch rein.« Ihre Mutter hatte immer schon ein Thema mit ihrem Gewicht gehabt, und seit Maries Pubertät war es schlimmer geworden, weil Marie um einiges schlanker war als sie.

»Toll ...« Zu mehr kam Marie nicht. Sie hätte gerne gefragt, warum sie als Tochter nicht eingeladen war, aber stattdessen fuhr ihre Mutter mit ihrem Monolog fort.

»Ach, und dann renovieren wir noch. Rolfi ist nun ganz eingezogen, und wir haben uns ein Nestchen gebaut in deinem alten Zimmer. Endlich haben wir Platz hier.« Marie schauderte es. »Rolf ist ein Mann, der mich zu schätzen weiß.« Ihre Mutter kicherte und hustete dann rasselnd. »Und was gibt es bei dir?«

»Kannst du das Radio leiser drehen? Ich verstehe dich so schlecht.« Ihre Mutter schnaubte, und Marie sah förmlich vor sich, wie sie zum Radio schlappte und widerwillig den Lautstärkeregler drehte. Ihre Mutter war alles losgeworden, den Rest wollte sie möglichst schnell hinter sich bringen. Gedanklich hatte sie bereits aufgelegt. »Ist noch was, sonst würd ich dann mal ...« Marie musste zum Punkt kommen.

»Ich ... Kann ich zurück?«

»Was? Wieso?« Ihre Mutter klang empört. Marie konnte sich ihr Gesicht vorstellen. Eine Mischung aus Ekel und Entsetzen, eine Prise Sarkasmus in den Stirnfalten.

»Ich ...« Sie hatte Angst davor, es ihr zu sagen. Aber die Zeit lief. Fünfzig Pfennig blieben übrig. »Ich ... bin schwanger.« Für einen Moment wurde es still am anderen Ende. Sie hatte ihre Mutter aus dem Konzept gebracht.

»Was soll das?« Jetzt klang sie sauer.

»Ende siebter Monat.« Nun müsste sie nur noch eins und eins zusammenzählen. *Begreif es endlich, Mama.* Wieder hörte sie ihre Mutter an der Zigarette ziehen.

»Wieso machst du immer so eine Scheiße?«

»Ich hab mir das doch nicht ausgesucht.« Maries Stimme klang erstickt. Wie immer, wenn sie mit ihrer Mutter sprach, kam sie sich klein und dumm vor. Aber sie hatte sonst niemanden. Es gab keine Verwandten. Ihre Mutter hatte alle Kontakte niedergebrannt. Ihr Vater war laut Aussagen der Mutter ein Säufer gewesen und bei der ersten Gelegenheit abgehauen.

»Musst du dir halt überlegen, bevor du die Beine breit machst. Bist alt genug.«

»Ich hab nicht, ich wollte ... Mama, ich brauche deine Hilfe!«

»Rolfi und ich, wir haben es gerade so schön. Wir fahren bald in die Flitterwochen.« Jetzt klang sie wie ein Kleinkind, dem man das Spielzeug aus der Hand nehmen wollte. Marie hätte ihr gerne die Wahrheit über Rolfi erzählt. Aber sie konnte es nicht aussprechen. Hoffte, dass sie es nicht musste. War ihre Mutter wirklich so blind, oder wollte sie es sein?

»Mama, bitte! Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

»Gib es weg. Das kriegst du nicht hin.«

»Aber eine Mutter braucht doch jeder.« Das hatte ihre Mutter schon nicht mehr gehört. Aus der Leitung kam nur noch das *Tut-Tut-Tut*.

Marie hielt den Hörer noch einen Moment in der

Hand, bevor sie ihn aufhängte. In ihrem Bauch regte sich etwas. Instinktiv legte sie eine Hand unter den Nabel und schluchzte so lang in der Telefonzelle, bis jemand an die Scheibe klopfte.

»Junge Dame, ick müsste och mal telefoniern.«

Marie lag auf ihrem Bett und sah auf die vielen Polaroids, die immer noch an der Wäscheleine quer durch das Zimmer hingen. Vom Fenster bis hinüber zur Tür. Bilder aus dem letzten Sommer, der sich langsam, aber sicher aus den Tagen herausschlich. Die Oberbaumbrücke bei Morgen grauen. Leonard vor der Spree, auf deren Oberfläche sich die Morgensonnen spiegelte. Bilder aus dem *Dschungel*. Nackte Männer bei der Demo gegen das Vermummungs verbot. Touristen, die über die Aussichtsplattform Richtung Ostberlin blickten. Ein aufs Bild gebannter Kinderschrei, ein Hund, der dem Kind sein Eis klaute. Tjen Tjen und Bao Bao. Ein Porträt, das Leonard von ihr gemacht hatte. Geschlossene Augen, versunken im Tanz. Bilder von Graffitis und zerstörten Häuserfassaden. Bilder vom Siff der Mariannenstraße in Kreuzberg. Immer wieder Berlin. Gezeichnet vom Kalten Krieg. Berlin, immer noch provisorisch, längst nicht fertig. So wie sie.

Was sollte sie nur tun? Das Kind behalten? Sie war doch selbst noch ein Kind. Zur Adoptionsbehörde gehen? Alles erschien ihr falsch.

Noch konnte sie den Bauch verbergen. Beim Putzen im Krankenhaus waren die Kittel so weit, dass niemand ihren Bauch sehen würde. *Das kriegst du nicht hin* in Endlosschleife in ihrem Kopf. Die jüngste Enttäuschung, die all die anderen mit ihrer Patina überzog. Unglauben, dass nicht einmal die Schwangerschaft ihre Mutter aufwachen ließ. Warum war sie es nicht wert? Die Frage, die das beständige Grund-

rauschen ihrer Kindheit gewesen war, suchte Marie nun wieder heim. Wie sollte eine wie sie, die nie eine liebevolle Mutter gekannt hatte, nun selbst Mutter werden? Wie sollte sie den Anblick dieses Kindes ertragen?

Marie schloss die Augen und drehte sich zur Seite. Sie fröstelte und legte eine Hand auf den Bauch. Im nächsten Moment spürte sie ihr Baby, wie es sachte gegen ihre Finger drückte. Eine Träne fiel auf das Kopfkissen, lautlos wie Schnee. Dann träumte Marie sich davon, in ein Paralleluniversum, in dem das Leben schwerelos war, in ein Leben mit Leonard.

Das Surren ließ sie zusammenzucken. Marie regte sich nicht. Blieb einfach liegen, aber es klingelte erneut, dieses Mal mit etwas mehr Nachdruck. Sie erhob sich vom Bett und spähte in den Flur. Vorsichtig ging sie zur Tür, schlich über die Dielen, damit sie nicht knarrten. Sie legte das Ohr an die Haustür und horchte hinaus. Eine Weile rührte sich nichts, dann hörte sie Leonards vertraute Stimme.

»Marie?«

Wie gerne hätte sie die Tür aufgerissen und ihn in die Arme geschlossen, ihre Nase in seinem Nacken vergraben. Ihr ganzer Körper krampfte sich vor Sehnsucht zusammen.

»Marie, bitte mach auf. Was ist mit dir? Wieso willst du mich nicht mehr sehen?«

Marie stockte der Atem. Es war ihr nicht in den Sinn gekommen, dass er denken könnte, es läge an ihm. Wie konnte er das nur glauben?

»Du fehlst mir. Hab ich irgendwas falsch gemacht? Bitte sag doch was. Ich weiß, dass du da bist.«

Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch es blieb bei einem Kopfschütteln, kein Wort kam heraus. Es gab nichts, was sie vorbringen konnte. Sie hatte keine Antwort.

Langsam senkte sie ihre Stirn an die Tür und stand eine Weile so da, nur wenige Zentimeter von ihm entfernt.

Marie hoffte, dass er diese unsichtbare Geste spürte, trösten würde sie ihn kaum. Nach einer Weile hörte sie ihn etwas auf die Türschwelle legen, dann ging er langsam die Holztreppe hinunter.

Sie glitt an der Innenseite der Tür zu Boden und vergrub den Kopf zwischen den Knien. Stunden später, es war bereits dunkel, öffnete sie die Tür und fand ein Buch auf der Türschwelle. *Siddhartha – Eine indische Dichtung* von Hermann Hesse. Sie strich über den rotbraunen Einband, der schon etwas abgenutzt war. Vorsichtig öffnete sie das Buch.

Für Marie. Meine Liebe. Für immer.